

**Ursula Muscheler**

**Ein Haus,  
ein Stuhl,  
ein Auto**

**Bertolt Brechts**

**Lebensstil**

**BERENBERG**



Bertolt Brecht bei der Arbeit in der Spichernstraße 16

Prolog	S. 7
1 / Die moderne Bauhauswohnung	S. 10
2 / Was ist schön?	S. 17
3 / Spichernstraße Berlin	S. 26
4 / Hardenbergstraße Berlin	S. 35
5 / Das Landhaus in Utting	S. 42
6 / Das Haus am Skovsbostrand 1934	S. 49
7 / Moskauer Zwischenspiel	S. 61
8 / Tulevägen auf Lidingö	S. 68
9 / Gut Marlebäck	S. 76
10 / Das Holzhaus in Santa Monica	S. 83
11 / Leben im kalifornischen Exil	S. 92
12 / Zürcher Provisorium	S. 98
13 / Wohnen in Berlin-Ost	S. 109
14 / Der Aufbau Ost	S. 119
15 / Die Mühen der Ebenen	S. 129
16 / Buckower Elegie	S. 139
Epilog	S. 149
Anmerkungen	S. 151



Bertolt Brecht mit Steyr-Auto

## Prolog

Während über Brecht und die Frauen schon viel geschrieben wurde, blieb das Thema Brecht und das Bauen weitgehend unbehandelt. Dabei hat sich Bertolt Brecht immer wieder mit baulichen und städtebaulichen Fragen befasst. Was ist schön, was nützlich? Was ist von der Neuen Sachlichkeit zu halten? Gibt es ein richtiges Bauen im falschen, das heißt kapitalistischen Leben? Wie könnte sozialistisches Bauen beschaffen sein? Wo bleiben, so fragte er sich angesichts der Berliner Stalinallee, die Höfe, die krummen Straßen, wo die unregelmäßige Harmonie früherer Städte?

Neben den allgemeinen Fragen des Bauens lagen Brecht auch die speziellen des eigenen Wohnens am Herzen, selbst unter den materiell schwierigen Bedingungen des Exils. Obwohl er einmal behauptete, seine *Aufzeichnungen* enthalten so wenig Privates, weil er sich »für Privates nicht eben sehr interessiere«<sup>1</sup>, betraf sein Desinteresse nicht seine Wohnungen und Häuser und nicht die Qualität der dort aufgestellten Tische und Stühle. Wohnungen, Häuser und Möbel verdankten sich vielmehr einer wohlüberlegten Auswahl, wobei er dem Neuen das Alte vorzog, dem Kargen der Neuen Sachlichkeit das Schlichte vergangener Epochen.

Brecht war zwar, wie er in *Verjagt mit gutem Grund* selbst von sich sagte, politisch ein Verräter seiner Klasse<sup>2</sup>, nicht aber ästhetisch. Nie gesellte er sich zu den Arbeitern mit ihrer ausdauernden Neigung zum Furnier »Altdeutsche Eiche« oder zu den fortschrittlichen, den puris-

tischen Bauhausstil bevorzugenden Genossen. Er blieb, was er war: der Sohn wohlhabender Leute mit einer Vorliebe für das handwerklich Solide und Gediegene, zuhause ein gut situierter, nicht gerade anspruchsvoller Bürger, im Exil ein Flüchtling »mit mittleren Tugenden und einigen bescheidenen Lastern«<sup>3</sup>.

Gut situiert zu sein hielt Bertolt Brecht zeitlebens für die einem Autor angemessene Existenzform. Nicht Spitzwegs armen Poeten hatte er vor Augen, sondern erfolgreiche Kollegen wie Lion Feuchtwanger und Thomas Mann, die in beachtlichen Stadtvillen und schön gelegenen Sommerhäusern residierten.

Während Brecht in Fragen geistigen Eigentums nach Ansicht eifriger Plagiatjäger etwas lax war, nahm er es mit dem materiellen sehr genau. Er kämpfte listig und ausdauernd um hohe Honorare und legte sich, wo immer er einige Zeit – freiwillig oder unfreiwillig – verbrachte, die nötige Grundausstattung zu: Haus, Stuhl und Auto, kurz alles, was, wie er glaubte, einem erfolgreichen Schriftsteller zustand.

Zum Besitz gehörte, gleichsam als Bedingung seiner Schaffenskraft, die Schönheit von Haus, Garten und Einrichtung, welche er sich mit großem Geschick überall zu verschaffen wusste. Hierbei half ihm Helene Weigel in jeder Lebenslage mit Tatkraft und Geschmack.

Um schön zu wohnen, zog Brecht wie andere fortschrittliche Zeitgenossen – Kurt Tucholsky, Joseph Roth, Ernst Bloch – den seriengefertigten Stahlrohrstühlen und Fertighäusern Bauten und Möbel aus solidem Material und herkömmlicher Bauweise vor, kurz: Häuser und Einrichtungen aus Zeiten, in denen, wie er glaubte, Zeit noch nicht Profit bedeutet hatte.

Sein Interesse an Fragen des richtigen Bauens und schönen Wohnens ließ Brecht – für Schriftsteller eher ungewöhnlich – einige Freundschaften mit Architekten schließen. Der Däne Mogens Voltelen beriet ihn beim Umbau seines Svendborger Hauses und sorgte für geeignete Stühle. Der Schweizer Max Frisch führte ihn in Fragen des Entwurfs, der Konstruktion und der Bautechnik ein, zeigte ihm neue

Wohnsiedlungen und seine eigene Baustelle. Der DDR-Stararchitekt Hermann Henselmann half ihm beim Umbau der Wohnung in der Berliner Chausseestraße und des Hauses in Buckow und ließ sich in Sachen sozialistisches Bauen beraten.

Dieses Buch versucht, sich Brechts Lebensstil und ästhetischen Vorlieben mittels Fotografien, Briefen, Tagebüchern und Gedichten einmal von ungewohnter Seite zu nähern. Seine Häuser, Wohnungen und Möbel werden dabei zu anschaulichen biografischen Zeugen, Zeitgenossen und Weggefährten berichten von ihren Erlebnissen und Beobachtungen.

»Eine große Halle und nur ein paar einfache Sitzgelegenheiten drin; das beruhigt ungeheuer.«  
»Nordseekrabben« oder  
*Die moderne Bauhaus-Wohnung*<sup>4</sup>

## 1 / Die moderne Bauhauswohnung

Am 9. Januar 1927 erschien in den *Münchner Neuesten Nachrichten* eine kurze Geschichte von Bertolt Brecht: »*Nordseekrabben*« oder *Die moderne Bauhaus-Wohnung*. Sie handelt von dem Kriegsheimkehrer Kampert, Ingenieur bei der A. E. G., der sich mit seiner Frau eine moderne Wohnung eingerichtet hat. Eines Tages lädt er seinen ehemaligen Leutnant Müller und den namenlosen Erzähler, mit denen er vor wenigen Jahren noch im Schützengraben gelegen hatte, zur Besichtigung ein. Müller trägt eine Büchse Nordseekrabben als Gastgeschenk bei sich, da Kampert unter den widrigen Umständen der Front immer von Delikatessen geträumt habe.

Die Diele, in der Kampert seine Gäste empfängt, erweist sich als ein weiß gestrichener Raum, ausgestattet mit zwei amerikanischen Liegestühlen und einem Sonnensegel. Auf dem Boden liegt eine dicke Matte. Kampert erläutert: »Ich dachte mir: eine große Halle und nur ein paar einfache Sitzgelegenheiten drin; das beruhigt ungeheuer.« Müller reagiert angesichts der ambitionierten Schlichtheit konsterniert: »Ja, man wohnt eigentlich wie ein Schwein, furchtbar unüberlegt.«

Die drei Männer nehmen einen Drink. Frau Kampert erscheint und schlägt vor, die weiteren Räume der Wohnung unter ihrer fachkundigen Führung zu besichtigen. »Es sei ihnen darauf angekommen«,



erläutert sie, »die Wohnung so passend wie möglich zu gestalten. Warum solle man nicht Wohnungen ebenso harmonisch gestalten wie irgendein Abendkleid? Die meisten Leute liefen ihr Leben lang zwischen schrecklichen Möbelansammlungen herum und ahnten nicht, wie gründlich sie schon beim Aufstehen jeden Morgen ihren eigenen Geschmack verdürben.« Müller, von so viel Wohlüberlegtheit unangenehm berührt, beginnt sich zu betrinken. Der Rundgang führt über eine eiserne Wendeltreppe in die oberen Räume. Das Schlafzimmer erweist sich als ein kleiner, einfacher Raum, nur von einem Oberlicht erhellt, mit einem Bett, einem Stuhl, einem »einfachen glasierten Waschbecken« und einer »gewöhnlichen Kamelhaardecke« über dem Bett sparsam bestückt. Der Arbeitsraum, durch einen Chintzvorhang vom Schlafräum getrennt, beherbergt einen Tannenholtztisch, einen harten Sessel, Tannenh Holzregale mit Büchern und »eine harte, niedere Chaiselongue«. Es folgen ein weiteres Gemach, in dem außer dem Bechsteinflügel alles lila ist, eine Garderobenkammer mit hellgrün gestrichenen Einbauschränken, ein Badezimmer, in dem nichts fehlt, und eine hygienisch einwandfreie Küche. Sie landen in einem Speisezimmer mit kahlen Wänden und einem runden Eichentisch.

Müller trinkt weiter, »immer mehr Whisky mit immer weniger Soda«, was der Erzähler wie folgt kommentiert: »Es war die Wohnung, die Müller so aufreizte. Er war voll und ganz im Unrecht damit. Es war eine sehr hübsche Wohnung; sie war keineswegs protzig. Aber ich glaube, Müller konnte einfach diese vorsätzliche Harmonie und diese reformatorische Zweckdienlichkeit nicht mehr aushalten.«

Müller, von der stolz vorgeführten absichtsvollen Einfachheit aufgebracht, entwickelt einen Schlachtplan. Als sich Frau Kampert zurückzieht, lenkt er das Gespräch auf Nordseekrabben in der Büchse, die er jetzt gerne essen würde. Da er Kampert sein Gastgeschenk noch nicht überreicht hat, verlässt dieser die Wohnung, um welche zu besorgen.

Müller lächelt finster und schreitet zur Tat. Er schleudert seine Jacke in die Ecke und gibt seinen umstürzlerischen Impulsen unge-

hemmt nach. In kürzester Zeit verwandelt er die reine, lichte Wohnung in eine Art Höhle mit gemütlichen Ecken, klebt Illustrationen, die er aus herumliegenden Zeitschriften herausreißt, an die leeren Wände. Zu guter Letzt hält er eine bemerkenswert klare Rede, die wie folgt endet: »Es ist dem Menschen nicht gestattet, vermittels Sonnensegeln und Bechsteinflügeln in den Himmel zu wachsen. Eine Wohnung ist dort, wo ein Mensch seinen alten Kragen in eine Ecke geworfen hat. So hat Gott es bestimmt, nicht ich, Müller, basta. Und jetzt *ist* es eine Wohnung.«

Dann holt er die mitgebrachte Dose Nordseekrabben aus seiner Jackentasche, öffnet sie mit einem herumliegenden Brieföffner und fängt an zu essen. Als Kampert mit den eigens gekauften Krabben zurückkommt, blickt ihn Müller »unsicher und schuldbewußt, traurig« mit rotem Kopf an und sagt: »My home is my castle.« Er sagt es, »weil es nicht herpaßte«, so der Erzähler, und weil Müller »eine abgrundtiefe Begierde nach Unzusammenpassendem, Unlogischem und Natürlichem« in sich gespürt habe.

Vielleicht schlug bei Müller die Wehmut über den Verlust einer Zeit, in der Lampen noch keine Leuchtkörper waren, Stühle noch keine Sitzgelegenheiten und Teppiche noch keine Bodenbeläge, in rabiate Zerstörungswut um. Vielleicht spielte auch Scham darüber eine Rolle, diese Wehmut überhaupt zu verspüren. Müllers Botschaft an den Freund aber war unmissverständlich: lieber unaufgeräumt-behaglich als allzu passend geordnet, lieber auf weichem Plüsch als auf hartem Stahl.

Brechts Zuneigung gehört, wie die kleine Geschichte vermuten lässt, nicht Kampert, der die traditionellen Wohnformen verwirft und im Namen des Fortschritts radikale Einfachheit propagiert, sondern Müller, der gemütliche Ecken bevorzugt. Wie Müller lehnt Brecht den eskapistischen Individualismus fortschrittlich gesinnter Bürger und ihren Rückzug in absichtsvoll karg möblierte Wohngehäuse vehement ab. Über dem persönlichen Wohlbefinden des Einzelnen hat das Wohl aller

zu stehen. Ästhetisch fortschrittlich gesinnte Bürger wie Kampert aber sind, so Brecht in »Nordseekrabben«, für den politischen Kampf ein für alle Mal verloren. »Diese Sorte kann man durch kein gütliches Zureden mehr aus ihren gekachelten Badezimmern herauslocken, nachdem sie einige Jahre ihres Lebens in verschlammten Schützengräben herumliegen mußten.«<sup>5</sup>

Vorbild der Kampert'schen Wohnung war, so vermutete Brechts erste Mitarbeiterin, die Autorin Elisabeth Hauptmann, in ihrem Tagebuch, die Wohnung Friedrich Kroners. Kroner war seit 1926 Chefredakteur der Monatszeitschrift *Uhu*, die von 1924 bis 1934 im Berliner Ullstein Verlag erschien. Lakonisch knapp und nicht selten satirisch wurden in dem beliebten Zeitgeist-Magazin in Form von Fotoromanen, Erlebnisberichten und Interviews wichtige Themen der Zeit behandelt. *Lieschen Neumann will Karriere machen, Was Männer so reden, Leben mit der Schreibmaschine, Wie man ein Liebesverhältnis löst, Eine tüchtige Hausfrau muß 41 Berufe können!, Blond oder brünett? Urlaub von der Ehe* – so einige der verheißungsvollen Titel.

Es hätte aber auch das Domizil des Theaterregisseurs Erwin Piscator in Berlin-Wilmersdorf für die Brecht'sche Bauhauswohnung Pate stehen können, der als Landsturmmann an der Ypern-Front den Schmutz des Schützengrabens wie Kampert aus eigenem Erleben kannte. Piscator hatte sich ab 1920 als Erfinder des Proletarischen Theaters in Berlin etabliert und sich 1927 seine 5-Zimmer-Wohnung von Marcel Breuer einrichten lassen. Breuer, Bauhausschüler und -lehrer, war ein Protegé von Walter Gropius, mit dem Piscator zu jener Zeit am Projekt eines Totaltheaters arbeitete, das die räumliche Trennung von Schauspielern und Zuschauern aufheben sollte.

Für Piscators Wohnung entwarf Breuer einen Tisch mit Stahlgestell und Glasplatte, einen anderen mit Holzplatte und einem Untergestell in Form eines breiten Doppel-T-Trägers, dazu Stahlrohrstühle, ineinanderschiebbar Beistelltischchen und ein recht langes schwarzes Sideboard in mittlerer Wandhöhe für Gläser und Geschirr. Wohnzim-

mer, Esszimmer, Arbeitsraum, Schlafzimmer mit Gymnastikecke und Ankleide mit Frisiertisch für die Dame reihten sich aneinander und gaben sich kühl, nüchtern, sachlich. Weiße Kugellampen, an Stahlstäben abgehängt, tauchten das Esszimmer in vermutlich sehr helles Licht. Freundliche Stoffbespannungen an einigen Wänden hinter den Liegen und helle Vorhänge verbreiteten etwas Gemütlichkeit. Das einzig fragwürdige Detail des ansonsten untadeligen Ambientes war ein Ablagebord mit kleinen Kakteen. Waren sie einer verschämten Vorliebe des Hausherrn geschuldet oder seinem Willen zu pointierter Verfremdung?

Die Wohnung wurde im Rahmen einer Homestory mit Bildern der Fotografin Cami Stone im Lifestyle-Magazin *Die Dame* unter der Überschrift *Das Heim Piscators. Eine sachliche Wohnung* und in der Design-Zeitschrift *Die Form* vorgestellt.<sup>6</sup> Viele interessierte Besucher kamen, um sich die Wohnung anzusehen. Zu ihnen gehörte der große Chronist seiner Zeit, Harry Graf Kessler, der selbst dreißig Jahre zuvor mit seiner von Henry van de Velde ausgestatteten, in der Köthener Straße gelegenen Wohnung das fortschrittlich gesinnte Berlin angezogen hatte. In ihr hatte er jene legendären Gesellschaften gegeben, zu denen eingeladen zu werden viele hofften und nur wenige sich rühmen konnten.

Und noch immer wusste Kessler, wo Entscheidendes stattfand, auch wenn er sich bei der Person des Einrichters ausnahmsweise einmal schlecht informiert zeigt. Am 30. Oktober 1928 vertraute er seinem Tagebuch an: »Abends bei Piscator. Hübsche, helle Wohnung, von Gropius eingerichtet, sachlich, aber ansprechend, und die Menschen sehen darin gut aus.«<sup>7</sup>

In der Wohnung traf Kessler auch Bertolt Brecht. Amüsiert, aber nicht unbeeindruckt, vermerkte er: »Auffällender Dekadentenkopf, fast schon Verbrecherphysiognomie, sehr dunkel, schwarzes Haar, schwarze Augen, dunkle Haut, ein eigenartig lauernder Gesichtsausdruck: fast der typische Ganove. Aber wenn man mit ihm spricht, taut er auf, wird fast naiv. Ich erzählte ihm, wie es schien, zu seinem größten Vergnügen,

d'Annunzio-Anekdoten. Er ist jedenfalls »ein Kopf«, wenigstens äußerlich, und nicht unsympathisch.«<sup>8</sup>

Die öffentliche Präsentation seiner auf Schlichtheit gestylten, teuren Wohnung, vermutlich autorisiert von Ehefrau Hildegard, einer Schauspielerin, die auf einem der Fotos am üppig bestückten Frisierisch sitzend posiert, hatte für Piscator recht unangenehme Folgen. Für die Öffentlichkeit war er danach gerichtet. Ein so bourgeois wohnender Künstler, hieß es, könne kein echter Kommunist sein.

Auch in späteren Jahren gaben Piscators Wohnverhältnisse immer wieder Anlass zu kritischen Kommentaren. Er lebte in Paris, seit 1937 mit der Tänzerin und Millionenerbin Maria Ley verheiratet, im Pavillon Saint James in Neuilly-sur-Seine wieder einmal recht ansehnlich. Den Pavillon hatte Maria von Peggy Guggenheim, die ihn aufwendig renoviert hatte, für eine Million Francs gekauft. Der Arzt und Dramatiker Friedrich Wolf, wie Piscator im Exil, kommentierte süffisant: »Piscator? Der ist heute ein großer Herr, hat eine steinreiche Tänzerin, eine Wienerin, zur Frau. Ich war einmal bei ihm zu Hause; er bewohnt ein Palais mit Zubehör – Portier, Lakaien, Kammerjungfern. Merkwürdig, daß unser Erwin sich in diesem Luxus wohlfühlt.«<sup>9</sup>

Tatsächlich fühlte sich Piscator nicht wohl, da er die Ablehnung der Freunde und Genossen spürte, die ihn dort nicht besuchen wollten. Er forderte Maria auf, das anstößige Anwesen zu verkaufen. Sie erfüllte seinen Wunsch, und bald bezogen sie ein modernes Appartementhaus am Boulevard Richard-Wallace mit Blick auf den Bois de Boulogne. Nun wohnten sie zwar noch immer in einer teuren Gegend, aber nicht mehr bourgeois, sondern *comme il faut* mit weißen Wänden und großen Fenstern, modernen Bücherschränken und Möbeln à la Bauhaus und Art déco.

Im amerikanischen Exil dann lebten die Piscators zunächst im The Pierre, einem New Yorker Luxushotel, und bezogen später, wohl wieder unter den neidvollen Augen der meist armen Emigranten, ein Haus in der 12. Straße mit Garten, kleinem Pavillon und – ein No-Go für ge-

schmackvolle Zeitgenossen – einem Aquarium mit Goldfischen.<sup>10</sup> Man fühlt sich an Piscators Kakteen in der Berliner Wohnung erinnert.

Hans Sahl, ein junger aufstrebender Literatur- und Theaterkritiker der letzten Jahre der Weimarer Republik, schrieb über Piscator: »Er liebte den Luxus, den ihm später seine zweite Frau, die schöne Maria Ley, selbst eine Künstlerin von Rang, zur Verfügung stellte. Er führte ein großes Haus, wo immer er war, in Paris und New York. Bettler und Millionäre waren bei ihm zu Gast, Kapitalisten und Anti-Kapitalisten, und Butler in weißen Handschuhen servierten den Genossen Champagner.«<sup>11</sup>

Leseprobe aus:

Ursula Muscheler

# Ein Haus, ein Stuhl, ein Auto

Bertolt Brechts Lebensstil

160 Seiten · Abbildungen · Halbleinen · fadengeheftet · 164 × 228 mm

© 2024 Berenberg Verlag GmbH, Sophienstraße 28/29, 10178 Berlin

Konzeption | Gestaltung: Antje Haack | lichten.com

Satz | Herstellung: Büro für Gedrucktes, Beate Zimmermanns

Abbildungsnachweise: Einband: akg-images © by Ruth Berlau/Hoffmann;

S.4: ullstein bild – Zander & Labisch;

S.6: picture-alliance / akg-images | akg-images

Printed in Germany

ISBN 978-3-949203-78-7

Auch als E-Book:

eISBN 978-3-949203-97-8



BERENBERG